

Nr. 172. Bromberg, den 29. Juli 1930.

Das Gift.

Roman von William le Queux.

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

(4. Fortsetzung.) ———

Drittes Kapitel.

Wer war Gabriele Engledue?

Was mochte wohl im Laufe des Monats, während ich bewußtlos gewesen war, alles vorgefallen sein? Nachdenklich setzte ich mich in ein Kaffeehaus, dann schlenderte ich ziellos in der Stadt herum. Man hatte mir meine eigenen Kleider zurückgegeben und ich bemerkte, daß man tatsächlich alle Erkennungszeichen absichtlich entfernt hatte. Selbst die Hosenknöpfe, auf denen der Name meines Schneiders gestanden, hatte man ausgetauscht.

Doch wer hatte das getan?

Am Nachmittag des folgenden Tages kam ich in London an und begab mich sofort in meine Wohnung. Aus allen Anzeichen entnahm ich, daß mein Freund Hambledon noch immer hier wohnte. Die Wirtin hatte für ihn das Feuer im Kamin angezündet, und alles war wie früher.

Es war gegen 4 Uhr und Hambledon würde sicher nicht vor 6 Uhr zurückkommen. Ich wusch und rasierte mich daher, nahm einen reinen Kragen um und machte mich auf den Weg in die Stretton Street, um mit Oswald De Gex zu sprechen.

Das Haus sah in der Dämmerung genau so aus, wie ich es seit jener ereignisreichen Nacht in Erinnerung hatte.

Dreimal mußte ich an der Hausglocke läuten, bis mir endlich ein großer, kräftiger Mann das Tor öffnete.

Ich fragte nach Herrn De Gex, worauf er erwiderte: „Herr De Gex ist in Italien, mein Herr."

„So? Wann fuhr er denn weg?"

„Ungefähr vor einem Monat", gab der Mann zur Antwort.

„Sie sind vermutlich der Hauswart?" fragte ich. „Wollen Sie mir einen großen Gefallen erweisen? Sie werden mich vielleicht für einen Dieb oder Einbrecher halten", fügte ich lächelnd hinzu, „aber ich möchte sehr gern das Haus des Herrn De Gex besichtigen — man hat mir so viel von der prächtigen Ausstattung erzählt. Könnten Sie mir nicht den Salon und das Bibliothekzimmer zeigen?"

Zögernd erklärte der Mann:

„Ich habe keine Erlaubnis dazu, jemandem das Haus zu zeigen. Darf ich um Ihre Karte bitten?"

Ich gab ihm meine Karte und fügte hinzu, daß ich ein persönlicher Freund des Millionärs sei. Der Mann las meinen Namen und sah mich prüfend an. Ich versicherte ihm, daß ich nicht die Absicht hätte, einzubrechen.

„Ich ersuche Sie bloß um eine Gefälligkeit", fuhr ich fort, und drückte ihm ein paar Banknoten in die Hand. „Wenn Sie wollen, können Sie sich morgen in meinem Bureau nach mir erkundigen. Man wird Ihnen dort sagen, daß ich seit einem Monat auf Urlaub bin."

Die kleine Nachhilfe hatte zweifellos das ihrige getan, denn er lud mich ein, einzutreten. Als er das Licht in der Halle aufdrehte, sagte er:

„Ich weiß zwar nicht, ob mir mein Herr nicht Vorwürfe machen wird — wie Sie ja wissen werden, ist er sehr exzentrisch."

Ich lachte und stieg mit ihm die teppichbelegte Treppe hinauf.

Gleich darauf traten wir in die Bibliothek. Ja, sie war noch genau so, wie ich sie in Erinnerung hatte, nichts hatte sich hier geändert. Dort stand der Schreibtisch, auf dem ich den Totenschein ausgefertigt hatte, dort war auch der Kamin und der Sessel, in dem ich gesessen hatte.

Dort drüben war auch das Fenster, das ich geöffnet hatte, um nach Luft zu schnappen.

Jede Einzelheit des Zimmers nahm ich in mir auf, während der wachsame Hauswart kein Auge von mir ließ. Nach meiner Rückkehr war ich nun noch mehr verwirrt als früher.

„Was für ein Zimmer liegt dort drüben?" fragte ich.

„Das ist das Schlafzimmer der gnädigen Frau", erklärte er. „Eine seltsame Idee von ihr, sich das Zimmer neben der Bibliothek zu nehmen — aber es ist eines der schönsten Zimmer im Hause. Mein Herr haßt London, er lebt meistens in Italien und hält sich nur eine oder zwei Wochen im Frühjahr hier auf, und ebensolange vor Weihnachten."

„Ich möchte gern das Zimmer dort ansehen", sagte ich dann.

Er führte mich hinein.

Mit einem Blick ersah ich, daß sich hier nichts verändert hatte, seit ich vor etwas mehr als einem Monat an dem Totenbett der Gabriele Engledue gestanden hatte.

Hier war das hübsche Schlafzimmer mit seinen eingebauten Schränkchen, dem großen Tisch und dem Bett, auf dem das schöne Mädchen gelegen hatte.

Die Leiche war aber weggeschafft und auf meinen Totenschein hin beerdigt worden.

Vergebens versuchte ich nun, eine Spur jenes seltsamen Parfüms zu entdecken. Doch die Luft war jetzt rein und nicht mehr so drückend, wie sie damals in jener Nacht gewesen war.

Auf einem kleinen Tischchen stand eine große Photographie in einem Silberrahmen. Ich neigte mich darüber, um es anzusehen, da sagte der Hauswart:

„Ein gutes Bild von Herrn De Gex, nicht wahr?"

„Vortrefflich," erwiderte ich, denn das Bild war wirklich gut. „Kommt Ihre Herrin öfters aus Italien her?"

„O ja, mit dem Knaben. Sie ist oft hier, während ihr Gemahl in Fiesole bleibt. Jeden Morgen schicke ich seine Korrespondenzen an Herrn Henderson, seinen Sekretär."

Ich blickte mich im Zimmer umher. Dort, auf jenem Bette hatte das tote Mädchen gelegen, deren Tod ich bestätigt hatte! Ich aber war später das Opfer eines teuflischen Anschlages geworden.

Obwohl ich den Hauswart ziemlich genau ausfragte, hatte ich nur wenig Erfolg. Er war ein alter, vertrauter

Diener der Familie und blieb daher auf viele meiner Fragen stumm.

„Wann erwarten Sie Ihren Herrn zurück?“ fragte ich schließlich.

„O, nicht vor sechs Monaten.“

„Wo ist Frau De Gex jetzt?“

„Das weiß ich nicht genau“, erklärte er. „Eines Nachts ging sie ganz unerwartet fort und niemand weiß, wo sie sich jetzt aufhält. Auch ihr Mann weiß es nicht — oder er tut wenigstens so“, fügte er mit einem verständnisvollen Grinsen hinzu.

„Sie ist also verschwunden?“ rief ich aus.

„So ist es. Dabei war der kleine Oswald das einzige, wofür sie lebte.“

„Lebte?“ wiederholte ich. „Sie glauben also, daß sie tot ist?“

„Weshalb sollten wir das glauben? Wenn sie tot wäre, hätten wir es sicher in den Zeitungen gelesen.“

„Ihr Herr hat aber manchmal so seltsame Einfälle“, sagte ich. „Ich habe gehört, daß er sehr exzentrisch ist.“

„Das schon. Er hat eben viel Geld — das ist es. Seine Geschäfte führt Herr Henderson, Herr De Gex kümmert sich nicht um Geld. Ich wollte, ich wäre auch ein Millionär! Das Auskommen fällt mir heute wirklich schwer.“

„Mir geht es auch so,“ erwiderte ich lachend. „Doch sagen Sie mir, wo ist die junge Dame, die hier wohnte — Herrn De Gex' Nichte?“

„Seine Nichte? Er hat doch gar keine.“

„Fräulein Gabriele Engledue.“

„Wer ist das? Den Namen habe ich nie gehört“, erklärte der Mann.

Ich beschrieb sie, doch er schüttelte den Kopf.

„Soviel ich weiß, hat Herr De Gex keine Nichte.“

„Waren Sie vor fünf Wochen hier im Hause?“ fragte ich.

„Vor fünf Wochen? Nein — ich fuhr mit meiner Frau zu deren Schwester auf Besuch, unser Herr hatte uns vierzehn Tage Urlaub gegeben. Doch warum fragen Sie?“

„O nichts“, erwiderte ich. „Ich fragte nur, weil ich ein Geheimnis aufklären möchte.“

„Was für ein Geheimnis?“

„Das Geheimnis des Fräulein Engledue, der Nichte Ihres Herrn,“ gab ich zur Antwort.

„Ich habe noch nie etwas von einer Nichte gehört“, beharrte er.

„Eine junge, schöne Dame von ungefähr einundzwanzig Jahren, mit dunklem Haar und ebensolchen Augen?“

Doch der alte Diener wußte nichts von ihr.

„Es kommen viele Leute zu Herrn De Gex auf Besuch — Horton kennt sie alle, ich jedoch nicht. Wenn mein Herr hier in der Stadt ist, bin ich immer auf dem Schlosse in Cornwall.“

„Sie sind also nur während der Abwesenheit der Familie als Hauswart hier?“

„So ist es“, antwortete er. „Doch was ist das für ein Geheimnis mit der jungen Dame? Sie sagten, Sie kennen Herrn De Gex, und trotzdem wollen Sie das Haus besichtigen?“

„Ja“, erwiderte ich lachend, „ich habe meine Gründe dafür — ich will das Geheimnis der Nichte Ihres Herrn aufklären.“

„Wie gesagt, soviel ich weiß, hat er keine Nichte. Doch das können Sie ja leicht herausbekommen. Ich weiß natürlich nicht, wer alles hierherkommt, wenn sich die Familie in der Stadt aufhält.“

„Da waren Sie in der ersten Novemberwoche nicht hier?“ forschte ich. — „Nein, ich fuhr mit meiner Frau am letzten Oktober weg und kam erst Mitte November zurück. Die Schwester meiner Frau war sehr krank, ihr Mann glaubte gar nicht mehr, daß sie die Krankheit überstehen würde. Deshalb erinnere ich mich genau an das Datum.“

„Dann muß sich also die Familie um die von mir angegebene Zeit in der Stadt aufgehalten haben.“

Er dachte einen Augenblick nach.

„Ja, sie müssen hier gewesen sein.“

Erstaunt blickte ich nochmals im Zimmer umher. Jetzt, wo mir der Mann gar nichts über das Mädchen hatte sagen können, das dort auf dem Bette gestorben war, war ich noch mehr im unklaren.

Tausend seltsame Gedanken zogen mir durch den Kopf. Warum hatte man mich, einen einfachen Passanten, so unvermittelt hereingerufen und in das Vertrauen des Millionärs gezogen? War es ein bloßer Zufall gewesen, oder war die Sache genau ausgedacht gewesen?

Und wer war das hübsche Mädchen gewesen, das zuerst jene hysterischen Schreie ausgestoßen hatte und dann im Bette der Frau De Gex gestorben war? Falls sie wirklich die Nichte des Millionärs war, hätte sie doch der Hauswart kennen müssen.

Ich muß gestehen, ich war noch verwirrter als früher.

Daß ein Mädchen namens Gabriele Engledue gestorben war und ich einen Totenschein gefälscht hatte, waren unleugbare Tatsachen. Alles andere aber war ein tiefes Geheimnis. — Immer wieder fragte ich den Hauswart nach einer Nichte des Millionärs, doch er wußte nichts von einer solchen.

„Ereignete sich nicht vor ungefähr fünf Wochen ein Todesfall hier im Hause“, fragte ich.

„Ein Todesfall?“ wiederholte er. „Aber nein, Herr, Sie müssen träumen! Wenn sich während meiner Abwesenheit einer ereignet hätte, so hätten sicher meine Frau oder ich davon gehört. Er blickte mich dabei argwöhnisch an, als wäre ich nicht Herr meiner Sinne.

Eine Stunde später war ich wieder in meiner Wohnung, in der mich Harry, dem ich ein paar Zeilen zurückgelassen hatte, erwartete.

Als wir zusammen neben dem freundlichen Kaminfeuer saßen, erzählte ich ihm, wie ich das Bewußtsein und mein Erinnerungsvermögen verloren hatte, doch ich berichtete ihm nicht alles, denn ich wollte nicht, daß jemand von meiner Schuld erführe, daß ich mich als Arzt ausgegeben und mich dadurch an dem mysteriösen Tode der Gabriele Engledue mitschuldig gemacht hatte.

Mein Freund hörte mir aufmerksam zu und rauchte schweigend seine Pfeife.

„Merkwürdig!“ sagte er dann. „Du solltest es der Polizei sagen, Garfield. Ohne Zweifel wurdest du betäubt — doch aus welchem Grunde? Ich habe mich deinetwegen schon sehr geängstigt.“

Als du schon eine Woche weg warst, schickte man aus dem Bureau nach dir und ich ging daraufhin zur Polizei in Hammersmith. Sie stellten alle möglichen Nachforschungen an und zirkulierten deine Personalbeschreibung, doch nirgends war eine Spur von dir zu finden. Ich muß ihnen jetzt mitteilen, daß du zurückgekehrt bist.“

„Ja, tue das morgen früh“, drängte ich. „Ich will nicht, daß sich die Polizei um mich kümmert“, setzte ich mit einem rauhen Lachen hinzu.

Während der Stunden, die ich in dieser Nacht wach lag, kam mir plötzlich eine Idee, die ich auch sofort am folgenden Tage in die Tat umsetzte.

Ich ging zur Behörde und schlug dort die Totenliste nach. Meine Mühe war zuerst vergeblich, doch schließlich fand ich, was ich suchte, nämlich die Eintragung, daß eine junge Dame namens Gabriele Engledue, alleinstehend, einundzwanzig Jahre alt, von unbekannter Herkunft, an Herzschwäche in der Nacht des siebenten November im Hause Nr. 9 der Stretton Street gestorben war und daß ihr Leichnam fünf Tage später eingeäschert worden war!

Ich setzte meine Nachforschungen den ganzen Tag über fort und brachte noch in Erfahrung, daß die Begräbniskosten von einem gewissen Maroni beglichen worden waren. Es waren nur zwei Trauergäste anwesend gewesen, von denen er der eine war.

Da ich mich noch immer sehr schwach fühlte, war ich gezwungen, während der folgenden drei Tage zu Hause zu bleiben. Meine Firma hatte ich davon in Kenntnis gesetzt.

Ich fürchte, meine Erzählung muß meinen beiden Chefs recht unglaublich erschienen sein, doch sie zeigten es nicht, sondern bedauerten mich sogar wegen meiner merkwürdigen und unerklärlichen Erkrankung.

In einem Kasten meines Schlafzimmers lagen die fünftausend Pfund Banknoten, so wie sie mir Oswald De Gex übergeben hatte. Harry gegenüber erwähnte ich natürlich nichts davon. In einer Bank wären sie zwar sicherer aufgehoben gewesen, doch zauderte ich, sie dort zu deponieren, und legte sie schließlich in eine alte Schreibmappe meines Vaters. Ich war entschlossen, überhaupt nicht mehr an das Geld zu denken.

Wenn mir dies auch schließlich gelang, so konnte ich doch nicht die Erinnerung an das hübsche Mädchen loswerden, dessen Tod ich bestätigt hatte. Sie lebte in meinen Träumen — das Gesicht mir zugewandt, mit lachenden Augen und verführerischem Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Nach Norden hin!

Eine Eigenbrödlerfahrt nach dem hohen Norden
von R. R.

IV.

Bergen, ja, was will ich dort eigentlich? Kong Haakonshalle? Kenne ich in- und auswendig: Sieben große und sieben kleine Fenster an beiden Seiten, sieben Fenster in der Kapelle und zweimal 19 Zimmer. Die alten Gobeline? Molto interessante, wie König Haakons Bruder die Braut aus Toledo holt, die nordischen Ritter und Edelfrauen steif und ernst wie Steinbilder, während die spanischen Herren und Hofdamen sich von Blumen und Mandolinen nähren.

Aber, die deutsche Brücke! Natürlich, gehe ja jährlich zweimal durch die kilometerlangen dunklen Gänge der hölzernen Lagerhäuser und atme Hansegeist, Tran- und Fischgerüche ein, besuche auch den schwarzen Walfisch zu Askalon, beziehungsweise dessen Riesengerippe im Stadtmuseum.

Theater gefällig? Hat sich was, wieder mal ausgebrannt, worüber der alte Ibsen auf dem Steinsockel erbost die Fäuste ballt. Ich gehe zu Grieg über, aber der kümmert sich noch viel weniger um mich, guckt andauernd ins Blaue und sucht verzweifelt nach neuen Motiven.

Ich sage dem Café im Hotel Norge und dem ollen Bull guten Tag und bewundere den standhaften Nöck, der nun schon über 20 Jahre dem Geigenspiel des Meisters zuhört und sich auch nicht einmal das andauernd bespülte Gesicht abtrocknet. Nein, meine Teuren, wenn ich mal nach Bergen komme, so stecke ich mir höhere Ziele, suche z. B. nach einem der vier Briefkästen der 96 000 Einwohner zählenden Stadt, gehe verächtlich am Telegraphenamt vorüber, wo es selbstverständlich keinen solchen gibt, gehe auch nicht ins Postamt hinein, das übrigens ein gutes Stück entfernter liegt, sondern gehe um dieses herum, und siehe da, an einer der vier Außenseiten hängt „der" rotlackierte Kasten. Ein Ruf der Freude, ein dumpfer Knall und hinein fallen fünfundvierzig Ansichtskarten und heraus fällt das Weltmeisterschaftsdiplom für Ansichtskartenschreiben.

So, nun rasch zum Bergens Aftenblad, um Welle-Strand aufzusuchen. Ich habe Glück, der Wandervogel sitzt ausnahmsweise in seinem Bauer. Wie, Sie kennen Edward Welle-Strand nicht? Ja, lieber Freund, dann müssen wir eben zu einem anderen Thema übergehen, aber das sage ich Ihnen: Bestellen Sie rasch und zwar noch heute den Mövenjungen im Eigenbrödlerverlag-Berlin, und ich will Ihnen den Vorwurf eines vollkommenen Ignoranten vorläufig noch ersparen.

Überraschung und Begrüßung gleich freundlich und ehrlich, Welle-Strand reist wieder mal nach Spitzbergen, wo er einst in seinen Lehr- und Wanderjahren als Bohrer im Kohlenbergwerk gearbeitet. Bald ist auch seine liebe Frau mit Tasche und Mänteln da, wir essen im Esplanade zu Mittag und dann begleite ich sie zum Lokaldampfer, denn heute ist Sonnabend, und da fliegt, was Beine und Geld hat, aufs Land aus. Ich wandere zum Westbad, steige am Deutschen Vereinshaus vorüber, wo allsonntäglich gemütliches Beisammensein gefeiert wird, und nehme ein herrliches Bad von 16½ Grad, springe aber nicht aus dem dritten Stockwerk des hölzernen Turmes, sondern gleite gemütlich von der letzten Stufe der Leiter ins herzerfrischende Naß, denn ich bin doch nicht als fliegender Hering auf die Welt gekommen.

Ach, war das köstlich, denn wir hatten gerade hier oben den heißesten Tag in Europa. Nur gut, daß der blonde Wolff nicht zur Zeit gekommen, der nach Welle-Strands liebevoller Absicht mich den ganzen Nachmittag unter sein Fell nehmen sollte, ich hätte mich dann sicherlich noch mehr erwärmt, und so ziehe ich denn seelenvergnügt zur Floienbahn, um mir die Stadt aus 300 Meter Höhe anzusehen.

Das Auge kann sich nicht satt sehen, o, die vielen Seen, Inseln und bewaldeten Höhen! Dort an den Friedhöfen vorbei führt der Weg zur alten Stavekirke, und der große, freie Platz mit dem Teich, wird der einmal schön werden! Rosenkranzturm, deutsche Brücke und Kirche, die Schären und der Schiffe mastenreicher Wald, alles in lichtem Blau und sattem Grün, o, Bergen ist schön, aber von oben gesehen, jedoch nicht durch das Fernrohr.

7 Uhr abends geht der Erling Jarl nach Norden. Er ist unter Brüdern 45 Jahre alt, alles besetzt, keine Aussicht auf Besserung, mit einem Wort: Mein Kabinengenosse hieß Snoergelson, Größe 1,54 Meter, Leibesumfang desgleichen, Gewicht schätzungsweise 2 Zentner und 35 Pfund usw. Er nahm pünktlich und gewissenhaft an allen Mahlzeiten teil, trank allein oder mit einem Gesinnungsgenossen Whisky mit Soda, ging allmählich zu Portwein über, lachte bei Tage und schnarchte in der Nacht in allen sieben Tonarten, sprach auch zuweilen laut oder im Flüsterton im Schlafe, sofern er mir den Rücken kehrte und das währte drei Tage und drei Nächte.

Merken Sie sich, ich bitte Sie eindringlich, merken Sie sich den Namen dieses Lebewesens, er hieß und heißt wohl auch noch heute Snoergelson und fährt, ißt, trinkt und schnarcht zwischen Bergen und Bodö und ist nun der Traum meiner Nächte. Er kehrt in den verschiedensten unförmlichen Formen wieder, ich will Ihnen einen erzählen. Mir träumte neulich, ich wäre Passagier auf der Arche Noë und teilte die Kabine mit einem Nilpferd, das deutlich die Züge Herrn Snoergelsons und auch seine goldene Brille trug. Es beugte sich über mich und beleckte meine Nasenlöcher, worauf ich erwachte. Ein anderes Mal . . . doch das mag genügen. —

Innerlich zermürbt, beschließe ich, einen Tag mit den Deckplatzpassagieren zu speisen, weshalb denn nicht, habe ja schon mit Lappen gefrühstückt. Also: Fröken, en Kopp Kaffe und Smöre med kjöt og met ost, Doppelportion, kostet 90 Öre.

Mittag, es gibt eine Suppe und ein Fischgericht, dazu Löffel, Messer und Gabel, der Tisch ist diesmal mit einer Tischdecke bedeckt, 2 Kronen mit Bayrisch Öl, abends wieder Kaffee und vier Stück Brot, der Tisch wird vorher mit einem nassen Lappen abgewischt, ich bezahle und beende für immer mein Studium.

Ausstellung in Trondhjem, das nun Nidaros heißt. Nansens Fram liegt im Hafen, im alten Bischofssitz einiges aus katholischer und mehr aus neuerer Zeit, Lappenmission, dann die übliche Ausstellung in Maschinen usw., ich schließe, denn ich habe ja beschlossen, darüber ausführlich andere schreiben zu lassen, will nur noch kurz bemerken, daß nach Stiklestad auch die Protestanten zur St. Olavs-Kapelle wallfahrten.

Ob der Dom bis zum 29. Juli wirklich fertig wird, ist die Frage. Die Norweger nehmen es nämlich nicht so genau mit den Terminen, machen es wie die Barbiere, die kommer straks sagen und entweder gar nicht oder nach einer halben Stunde mit dem Einseifen anfangen.

O, Lofoten, Lofoten, weshalb stürmt es und regnet es gerade heute! Ich nehme ein unfehlbares Mittel gegen die Seekrankheit ein, erhebe mich, als wir nach Svolvaer kommen, das Wetter klart auf, die Mitternachtsonne zeigt sich, ich wandere durch die menschenleeren Gassen, gehe den schmalen Weg in die Felsen hinein, trinke in der Kaffestove meinen Kopp Kaffe und fahre dann drei herrliche Stunden durch den einzig schönen Raftsund, fahre an Kaiser Wilhelms Villa auf Digermöllen vorbei, schaue in den gigantischen Trollesfjord, und nun geht's in die künstlich gebaggerte Fahrrinne bei Storkmanes hinein. So, jetzt gehe ich schlafen, denn mein neuer Genosse, ein Divisionsarzt, schnarcht nicht, ist überhaupt ein lieber Mensch, der mir viel von Spitzbergen, der Polarkrankheit und der erlöschenden Lepra erzählt. Wir haben uns ausgezeichnet verstanden und gleiche Freude und Hochgefühle erlebt, als wir am Donnerstag, 10. Juli, vormittags um ¼11 Uhr, vor Hammerfest den Zeppelin auf uns zusteuern sahen.

Von 6 Uhr früh ab saßen wir schon hoch oben an Deck, tranken Kaffee und ärgerten uns über die dichten Nebel, die

von den Bergen in die Fjorde krochen und schließlich das Loggameer bedeckten, so daß wir andauernd tuten mußten. Endlich, endlich siegt die Sonne, ein Schrei: Zeppelner kommen! Da naht er mit 250 Kilometer Geschwindigkeit, ein silberner, schlanker Riesenfisch mit 5 Motorenflossen, vorn am Steven die deutsche Flagge, dann die eingebaute Gondel, wir lesen deutlich: Graf Zeppelin und am Heck D. L. Z. 127.

Aufregung in Hammerfest, kleine Aufregung, der Norweger regt sich nicht gerne und dann auch nur selten auf, mehr schon bei Kommunalwahlen, ein kleiner Turm auf hohem Berge, mehrere Flaggen, Hüte werden geschwenkt, und die Kinder in den Kähnen rufen: Hürra!

Ein Postsack wird abgeworfen, tanzt zappelnd herunter, das Riesenschiff fährt langsam in 100 Meter Höhe über der Stadt, umkreist den Hafen, und ab geht es nach dem Nordkap und nach Spitzbergen. Ja, das ist eine andere Sache, bemerkt Uhrmacher Jonsen, der mir ein neues Glas für 1,50 Kr. einsetzt, feine Mechanik, versteht seine Sache, anders wie Nobile, und ein Ungar aus Rumänien, der mit an Bord war, zitiert die Worte: Zu neuen Taten weckt der neue Tag! —

Frühes Gewitter.

Skizze von Franz Carl Endres.

Wenn man so in seinen alten Tagebüchern blättert, merkt man, daß man ebenso alt geworden ist wie die vergilbten Seiten. Das klingt sehr romantisch und schön, aber das Gefühl ist in Wirklichkeit gar nicht romantisch und auch nicht besonders schön. Nur manchmal muß man herzlich lachen. Und da tauchen denn längst vergessene Gesichter aus dem Dunkel wieder auf, die einen mit erschreckender Lebendigkeit, die anderen verschwommen, als wären sie mit dem Schleier des Märchens verhüllt.

Und man findet, daß immer das Leben selbst die besten Geschichten erzählt. Das Leben ist ein alle Maßstäbe überschreitender Dichter. Daneben aber auch ein Humorist, der oft, gerade wenn wir weinen wollen, einen so lustigen Scherz erzählt, daß wir versöhnt die Erinnerung wieder zuklappen.

Heute ging ein furchtbares Gewitter über meine kleine Villa am See nieder. Die Wellen taten, als befänden sie sich im Ozean und hatten die Absicht, irgend ein großes Passagierschiff in Verlegenheit zu bringen. Der Sturm heulte und Blitz auf Blitz zerriß die schwarzen Wolkenwände, die sich von Süden her wie himmlische Dampfwalzen über die Landschaft bewegten.

Es war gerade wie vor 30 Jahren. Damals noch ein junger Mensch, brachte ich meinen Urlaub an einem Alpensee in einem Bauernhause zu, zusammen mit meinem Bruder. Wir saßen vor dem Hause im kleinen Garten, vor uns die Berge, und betrachteten das herrliche Schauspiel eines Gebirgsgewitters, das stürmisch und imposant von Süden herzog und bald alles in Blitze, Donner und wildes Toben einhüllte. Die Bäuerin betete vor dem kleinen Hausaltar, und in den Pausen des Donners hörten wir ihre klägliche Stimme.

„Prachtvoll“, sagte mein Bruder, „sieh mal die Wellen auf dem See! Das reitet daher wie eine Herde wilder Schimmel.“

„Man sollte hinausfahren“, meinte ich, „was? Wir zwei würden es schon zwingen.“

Ich sah die Bereitwilligkeit in den Augen meines Bruders. Plötzlich ertönten schrille Schreie vom See her. Die Regenböen gingen so dicht über das Wasser, daß man nicht sehen konnte, wo da jemand schrie. Es mußten Menschen in einem Kahn sein, der hilflos auf den Wellen tanzte. Wir eilten nach der Schiffshütte, lösten unser Boot und stießen vom Ufer ab. Es war kaum möglich, gegen die hohen Wellen und den Sturm anzukommen.

„Da im Süden schreit es“, rief mir mein Bruder zu, und wir legten uns in die Riemen.

Eine Sturzwelle nach der anderen ging über unser Boot.

„Wir werden wohl noch schwimmen müssen“, sagte ich lachend, und mein Bruder beantwortete die halbe Frage, indem er Jacke und Stiefel auszog.

Endlich sahen wir ganz dicht vor uns einen Kahn ohne Ruder. Auf dem Boden des Kahnes lag ein junger Mann auf den Knien und heulte, und ein junges Mädchen hielt sich an beiden Bootsrändern fest, um nicht in den See geschleudert zu werden. In kurzen Pausen schluchzte sie immer wieder: „So ein Feigling, so ein Feigling!“

Wir hatten nicht viel Zeit zum Sprechen. Die Lage war schwierig. Es gelang uns, das Boot an unseres anzubinden und mit Aufbietung unserer letzten Kräfte unser Bootshaus wieder zu gewinnen.

Wir halfen den Geretteten an das Land. Das Mädchen gab mir schweigend die Hand. In den schönen Augen leuchtete der Dank.

Der junge Mann hatte kaum das Ufer erreicht, als er die Hacken zusammenklappte und sich uns vorstellte: „Kuller! Kuller! Sehr angenehm.“

„Das glaube ich, daß dies angenehm ist“, sagte mein Bruder und sah ihn böse an.

Doch Kuller verstand den Blick nicht. „Gestatten“, fuhr er fort, „meine Braut, Fräulein . . .“

Aber er kam nicht zum Aussprechen des Namens. Denn das junge Mädchen fuhr ihn zornig an: „Braut? Ich wüßte nicht wieso! Empfehlen Sie sich, Herr Kuller!“

Der begehrte auf und wurde gegen die junge Dame sehr ungezogen. Da legte ihm mein Bruder die Hand auf die Schulter. „Lieber Herr Kuller“, sagte er in seiner ruhigen Weise, „Sie haben sich schlecht benommen. Zuerst im Kahn und dann jetzt.“

Kuller wurde offiziell und sprach von Forderung und allem Möglichen. Doch mein Bruder lachte: „Kommen Sie, Herr Kuller, ich will Ihnen die Möglichkeit geben, sich die Achtung dieser reizenden Dame wieder zu erwerben.“

Und er nahm den armen Kuller mehr beim Kragen als an der Hand, setzte ihn mit seiner Riesenkraft wieder in das Boot, sich selbst dazu, dann ging es in den See hinaus. Kuller war so erstarrt vor Schreck, daß er sich gar nicht wehrte. Das reizende Mädel und ich beobachteten die Szene und achteten nicht darauf, daß wir im Wolkenbruch naß wie getauchte Mäuse wurden. Mein Bruder ruderte hundert Meter in den See. Dann sprang er plötzlich in das Wasser, Herrn Kuller im tobenden Element allein lassend. Er winkte ihm schwimmend zu und erreichte prustend und lachend das Land. Nicht so Herr Kuller, den wieder die große Angst befiel. Er trieb auf den Wellen nach Norden.

„Sie sind doch über diese Lektion nicht böse?“ sagte mein Bruder zu dem Mädchen. „Aber ich kann solche Kerle nicht leiden.“

„Ich auch nicht“, war die Antwort, „ach, ich bin so froh über dieses Frühjahrsgewitter, so froh!“

„Einstweilen sind Sie aber auch naß“, wandte ich ein. „Kommen Sie, wir werden Sie in eine Bäuerin verwandeln.“

Das geschah denn auch mit Hilfe unserer Hauswirtin, und die kleine Braut sah ganz entzückend aus. Wir tranken in der Bauernstube Kaffee und vergaßen den armen Kuller.

„Vielleicht passiert ihm doch etwas“, ließ mich mein Gewissen sagen.

„Gar nichts passiert dem Hanswurst“, antwortete mein Bruder. „Du siehst ja, der Sturm hat sich gelegt. Er wird irgendwo landen, und den Kahn finden wir dann schon.“ Das reizende Mädchen interessierte meinen Bruder viel mehr als das Schicksal des Herrn Kuller.

Wir holten Wein aus unseren Urlaubsbeständen und tranken mit der Geretteten Brüderschaft. Das war vor allem wegen des damit verbundenen Kusses von angenehmer Bedeutung. Und gerade als wir wieder zu einander „Sie“ sagten, damit wir Gelegenheit hätten, uns wieder das „Du“ anzubieten, storchte Herr Kuller triefend naß und wütend am Hause vorbei.

Die Kleine machte das Fenster auf und rief ihm nach: „Leb wohl, Adolf!“

Aber er drehte sich gar nicht um.

„Kinder!“ rief die Kleine. „Ich bin ja so froh, daß ich ihn los bin. Dafür solltest du“ — sie wandte sich an meinen Bruder — „eigentlich einen Extrakuß zum Dank bekommen.“

Doch da protestierte ich. „Alles, was recht ist.“ Aber es half mir nichts. Sie haben sich lange gern gehabt, mein Bruder und die Kleine, und warum sie sich nicht geheiratet haben, weiß ich nicht. Darüber steht in meinem alten Tagebuche nichts.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.